

Nr. 107. Bromberg, den 10. Mai 1930.

Die Wandlung.

Roman von Hans-Joachim Flechtner.

(17. Fortsetzung.)

Du bist durch deine Studien mit den allgemeinen Notwendigkeiten eines solchen Unternehmens doch viel besser vertraut als ich. Ich weiß, daß meine Bitte freilich etwas sehr unbescheiden ist, aber ich hoffe, du wirst mir trotzdem helfen. Denn ohne deine Hilfe ist es für mich ausgeschlossen, in so kurzer Zeit das Ziel zu erreichen. Ich habe noch zu wenig Übersicht über das Ganze."

„Wie denkst du dir aber diese Hilfe? Die Aufgabe selbst mußt du doch allein lösen."

„Das will ich unbedingt. Vielleicht kannst du mir aber Bücher nennen, in denen ich nähere Angaben über ähnliche Gründungen finde, oder — ich weiß im Augenblick noch selbst nicht recht, wie ich das Ganze anpacken soll."

Inge dachte nach. Sie hatte sich damals vorgenommen, Doktor Germanns Idee zu dienen. Hier bot sich die Möglichkeit. Wenn sie Kurt half, dann konnte er seine Stellung wiederbekommen — und damit war der durch sie veranlaßte Zwischenfall beigelegt. Genau betrachtet, mußte sie sogar helfen, denn es blieb ihre Schuld, daß Doktor Germanns Plan nicht durchgeführt worden war.

„Ich will dir gerne helfen", sagte sie nach kurzem Schweigen. „Da es sehr eilig ist, fangen wir am besten morgen schon an. Ich werde dir eine regelrechte Vorlesung über das Wesen und die Aufgaben der großen Konzerne halten, werde dich etwas in den allgemeinen Geschäftsbetrieb einführen. Das wird der erste Teil sein. Im zweiten beschäftigen wir uns dann mit Rußland, geographisch und politisch, wirtschaftlich und völkerkundlich. Dann hast du die wesentlichsten Materialien zusammen, das Weitere ist dann deine Sache."

Kurt stand auf.

„Ich danke dir herzlichst, Inge", sagte er, indem er ihre Hand drückte. Dann fügte er mit einem etwas wehmütigen Lächeln hinzu: „Nun wird mein alter Traum einer gemeinsamen Arbeit von uns beiden also noch Wirklichkeit."

Inge sann noch lange über diese letzten Worte und dachte an Werner und seine Einstellung zur Arbeit der Frauen.

Unwillig schüttelte sie den Kopf. Alles war doch ungleich verteilt auf der Welt. Konnte Werner nicht Kurts Lebensauffassung haben? Dann suchte sie aufseufzend unter ihren Büchern nach dem notwendigen Material für die erste „Vorlesung".

*

Im Physiologischen Institut der Universität war heute ein großer Tag. Sämtliche Übungen und Kollegs fielen aus, alle Studenten und Studentinnen, die Assistenten sowie die anderen Angestellten des Instituts mußten mitfeiern helfen.

Um zwölf Uhr mittags hatten sie sich im größten Hörsaal des Instituts einzufinden. Doktor Breuning — wahrscheinlich bald „Professor" Breuning — würde über seine großen Entdeckungen auf dem Gebiet der Ernährungsphysiologie sprechen.

Der Hörsaal war geschmückt, Professor Werbing, der die Entwicklung seines Schülers in der letzten Zeit mit Unruhe verfolgt hatte, war bemüht gewesen, alles so feierlich wie möglich zu gestalten. Ihm lag besonders daran, daß Werner Breuning die Liebe merkte, die man ihm im Institut entgegenbrachte.

Verwundert standen die zierlichen grünen Bäume zwischen all den blitzenden Apparaten. Schläuche und Drähte zogen sich durch ihre Äste, und auch die Blumen auf dem Tische fühlten sich in der ungewohnten Umgebung scheinbar nicht recht wohl. Sie ließen traurig die Köpfe hängen.

Aber sie hatten vergessen, daß sie im Physiologischen Institut standen, da wurde man mit solchen Kleinigkeiten rasch fertig. Einer der Institutsdiener sah ihre hängenden Köpfe.

„Nee, Kinder", sagte er, „so geht das nicht. Ihr müßt stattlich und frisch aussehen. Ist doch hier keine Trauer — sondern ein Freudenfest."

Er bespritzte sie mit einem Kochsalzpräparat, und in wenigen Minuten hatten sich die Köpfe zwangsweise wieder aufgerichtet!

Inzwischen begann der Hörsaal sich zu füllen. Von allen Seiten strömten die Scharen herbei, traten erstaunt ein und nahmen fröhlich lärmend Platz.

„Eigentlich eine nette Idee", sagte eine Studentin zu ihrem Nachbar, „das Rednerpult heute zu schmücken. Es scheint, auch in der Wissenschaft ist mancherlei Raum für menschliches Fühlen."

Inzwischen saß Werner Breuning in dem kleinen Arbeitszimmer seines Lehrers. Beide Herren waren im Frack. Der Professor betrachtete seinen Schüler aufmerksam.

„Sie gefallen mir gar nicht", sagte er leise. „Bedrückt Sie irgend etwas? Sprechen Sie sich doch vorher noch aus, vielleicht kann ich Ihnen helfen. Heute ist Ihr Ehrentag — da müssen Sie Ihre Sorgen schon an andere Menschen abtreten."

Werner sah schweigend vor sich hin. Er konnte jetzt nicht sprechen — und doch, die gütigen Augen des Gelehrten zwangen ihn dazu.

So berichtete er denn kurz von der Verstimmung zwischen Inge und ihm, die zur Aufhebung der Verlobung geführt hatte.

Professor Werbing hatte die Erzählung mit keinem Worte unterbrochen. Ähnliches hatte er erwartet. Das war traurig, sicherlich, aber im Grunde konnte er eine gewisse Befriedigung nicht unterdrücken.

Sicher, Inge war ein prächtiger Mensch, aber ob sie und Werner zusammenpaßten, darüber wollte er sich kein Urteil erlauben. Ihm ging es um Werner. Sein Beruf, sein Lebensziel hätte wohl bestimmt unter dieser Ehe gelitten. Werner war jetzt auf dem Wege zu höchsten Erfolgen, da durfte keinerlei Störung von außen ihn treffen. Im Gegenteil: Vergessen in der Arbeit suchen — das blieb das beste Mittel gegen solche Zwischenfälle.

Werner fuhr, aus dem Wunsche heraus, sich frei zu sprechen, fort. „Ich habe viel nachgedacht in diesen Tagen, und ich glaube, so, wie es schließlich gekommen ist, ist es doch wohl am besten. Natürlich, den Gefühlsverlust muß ich erst überwinden. Aber dazu haben wir ja schließlich unseren Verstand, daß wir weiter sehen können als das Gefühl. Nicht auf das augenblickliche Glücklichsein kommt es an, sondern darauf allein: Ist es gut für unsere Entwicklung oder nicht.

Die starke Erregung bei mir ist jetzt wenigstens gewichen. Ich werde mich schriftlich noch einmal bei Inge wegen meiner Schroffheit entschuldigen. Sie hat es selbst gewollt, daß wir Freunde bleiben — sie hat recht gehabt. Und ich habe meine Arbeit, das darf ich nicht vergessen. Wenn ich von Inge verlange, daß sie sich ganz mir opfert, ganz in meinen Lebenskreis aufgeht — meine Arbeit wieder verlangt das von mir.

Auf dieser Grundlage war eine Ehe wohl nicht möglich. Daß ein Gefühl dabei zugrunde geht, spielt diesen entscheidenden Dingen gegenüber keine Rolle — und damit muß ich mich abfinden."

Er strich müde über die Stirn.

„Ich danke Ihnen, Herr Professor, daß ich mich zu Ihnen einmal offen aussprechen konnte. Das hat gut getan."

Der Professor war aufgestanden, jetzt glitt seine Hand sanft über das Haar seines Schülers.

„Bleiben Sie so, mein Junge! Halten Sie sich aufrecht, beißen Sie die Zähne zusammen. Wir alle, die wir uns der Wissenschaft verschrieben haben, haben unser Eckchen Glück zum Opfer gebracht, der eine mehr, der andere weniger. Die Ausnahmemenschen, die Kraft genug haben, das Leben auf breitester Basis zu leben, die Kraft für ihre Sendung wie auch für ihr menschliches Glück in gleicher Stärke haben, diese Menschen sind selten."

„Sie haben recht, Herr Professor", sagte Werner ruhig und stand auf. „Für jeden Menschen kommt der Augenblick der entscheidenden Wahl."

„Und das ist gut so", sagte der Professor. „Die Wahl gibt Halt und Kraft. Wer nicht wählen kann, der kann auch nicht leben. — Und das Unglück, vergessen Sie das Unglück, das Leid nicht. Auch Leid stählt! Sehen Sie unseren Freund Gerhorst. Seine unglückliche Liebe zu Inge hat seine Fesseln gelöst. Ich habe jetzt sein großes Werk zu Hause. Er **hat** geschaffen, zum ersten — und wohl auch zum letzten Male in seinem Leben. Das Unglück, sein Leid gab ihm die Kraft dazu. Und was er geschaffen hat, das lohnte schon ein verpfuschtes Leben, so groß ist es.

Vergessen Sie nie: Wer leisten will, wer der Menschheit Glück und Erhebung bereiten will, der muß auf sein eigenes Glück verzichten können. Man hat eben nur ein bestimmtes Quantum Freudemöglichkeit in sich — gibt man sie anderen, so bleibt man selber leer zurück."

„Und die Ausnahmemenschen?"

„Ja, die", der Professor sann vor sich hin, „das sind die ganz Großen — bei denen gibt es nie eine Leere, weil sie aus ihrer Überfülle immer wieder schöpfen. Das sind die eigentlichen Wunder in der Welt, die wieder an das Göttliche glauben lehren. — So, und nun wollen wir gehen. Die Hörer werden sonst ungeduldig."

Er nahm seinen Schüler unter den Arm und führte ihn hinüber zum Hörsaal. Als sie eintraten, blieb Werner jäh stehen. Eine warme Glut schlug in ihm hoch. Tosendes Donnern begrüßte sie, und die Begeisterung war so ehrlich, daß Werner alle Scheu verlor, an den Tisch trat, sein Heft aufschlug und mit der Vorlesung begann.

Inge hatte Werners Brief erhalten, und die Worte, die er zum Abschied gefunden hatte, gaben ihr ihre Ruhe wieder. Sie atmete auf. Es war nun doch alles gut ausgegangen, ihre Befürchtungen hatten sich nicht verwirklicht. Sie fand jetzt viel Freude an der gemeinschaftlichen Arbeit mit Kurt, und vor allem sein sachlicher Ernst und die Kraft seines Vorwärtsstrebens packten sie so, daß sie immer wieder verwundert die große Wandlung beobachtete.

Und diese Freude hatte ihr auch die schwere Mitteilung leicht gemacht, die sie Kurt doch nicht hatte vorenthalten können: die Aufhebung ihrer Verlobung mit Werner.

(Schluß folgt.)

Deutsche Gräber — deutsche Schicksale.

Der 700. Todestag Walters von der Vogelweide.

Dauthendeys Beisetzung in der Heimat.

Walter von der Vogelweide, wer kennt nicht den Namen dieses, eines der größten Deutschen, der je gelebt hat, der nicht nur ein bedeutender Dichter, sondern auch ein großer Politiker und Kämpfer, einer der streitbarsten Geister seiner Zeit war? Seine Werke sind leider vielen verschlossen, weil man seine Sprache nicht mehr versteht.

In dieses so ereignisreiche und abwechselungsvolle Jahr 1930 fäll' ein Jubiläum, das diese jubiläumsfreudige Zeit beinahe ganz vergessen hätte. Es handelt sich um einen der größten Deutschen, die je gelebt haben, nicht nur um einen weltabgewandten Dichter, sondern um einen großen Politiker und Kämpfer, um einen der streitbarsten Geister seiner Zeit. Es handelt sich um Walter von der Vogelweide.

Man feiert ihn in diesem Jahre anläßlich der 700. Wiederkehr seines Todestages, obwohl man bis heute eigentlich nicht ganz genau weiß, wo dieser seltsame Mann geboren wurde, und wann er starb. Es gab damals keine Fremdenbücher und keine polizeiliche Anmeldung, es gab kaum allerorts Geburts- und Sterberegister. Jahrhunderte später mußte man das Leben dieses phantastischen Deutschen aus Gedichtfetzen und losen, verstreuten Fragmenten rekonstruieren. Was dabei herauskam, blieb noch immer erstaunlich zenug. Nur wenn man die paar spärlichen Äußerlichkeiten über den Menschen genügend aufgenommen und sich das erstaunliche und bunte Leben und Wandern dieses universalen Deutschen des frühen Mittelalters vergegenwärtigt hat, wird man die rechte Vorstellung von der Größe dieser deutschen Seele haben.

Das Rätsel, das über Geburt und Tod, das über so manchem Lebensabschnitt Walters von der Vogelweide liegt, ist vielleicht gar nicht so zufälliger Natur, wie man gewöhnlich annimmt. Es ist nur ein wenig komisch, daß sich Jahrhunderte später Städte und Landstriche um die Ehre gerissen haben, sich als seine Geburtsstätte ausgeben zu dürfen. Bis heute behauptet Tirol, die eigentliche Heimat Walters von der Vogelweide zu sein, ohne daß es bewiesen werden konnte.

Er war am Anfang nichts als einer jener zahllosen armen Adligen, wie sie damals im Deutschen Reiche umherzogen, eine sonderbare Art adeligen Proletariats, das mit einem Gemisch von Lächeln, Wohlwollen und geheimer Verachtung behandelt wurde. Auch damals galt der Adel ohne Mittel nicht viel mehr als heute. Zu Dutzenden umschwärmten diese armen Adeligen die deutschen Höfe, wo man ihnen ihr Parasitendasein zwar an allen Ecken und Enden zu fühlen gab, wo man sie aber aus einer Art ritterlichen Standesgefühles heraus duldete und ihnen für eine bestimmte Zeit Essen und Obdach gab, bevor man sie mit Empfehlungsbriefen an einen benachbarten und befreundeten Hof weiterschickte. Unter diesem adeligen Proletariat, den Nachkommen verschollener Kreuzritter oder sequestrierter Raubritter, befanden sich viele der besten Köpfe ihrer Zeit, Dichter, Baumeister, Musiker und Philosophen. Sie hatten vor dem gewöhnlichen Volke ihre bessere adelige Erziehung voraus, beherrschten — eine damals noch seltene und geschätzte Kunst — Lesen und Schreiben und lernten aus der Not ihres Daseins eine überlegene Menschenkenntnis und Menschenbehandlung. Sie waren das Salz und die Hefe ihrer Zeit, der Sauerteig der Gotik, die wie eine Wunderblume aufblühte.

Die spärlichen Daten seines Lebens sind rasch aufgezählt. Nachdem Walter von der Vogelweide unter Herzog Friedrich dem Katholischen in hoher Gunst gestanden hatte und den Zenith seines zeitgenössischen Dichterruhmes erreichte, fand er bei seinem Nachfolger Leopold VII. keinerlei Unterstützung mehr und begab sich wieder auf die Suche nach einem neuen Mäcen, den er in dem damaligen König Phi-

lipp von Schwaben fand. Bei der Kaiserwahl unterstützte er diesen König mit glühend-patriotischen Liedern und überaus wirkungsvollen einprägsamen Sprüchen, die in ihrer Wirkung etwa den modernen Schlagworten gleichkamen, so gut, daß ein Teil des Erfolges auf sein Konto kam. Die Krönung Philipps in Mainz und der glanzvolle Hoftag in Magdeburg im nachfolgenden Jahre 1199 sind Brennpunkte im Leben Walters von der Vogelweide. Von da ist er als der umworbene Liebling des Kaisers ununterbrochen auf Reisen, zunächst Pfingsten 1203 in Wien und seit 1204 wiederholt Gast des Landgrafen Hermann von Thüringen, wo er mit seinem berühmten Zeitgenossen Wolfram von Eschenbach zusammentraf. Nach Philipps Tod hielt er im damaligen Kaiserstreit Kaiser Ottos Partei gegen Innozenz III., bis die Sache der Welfen endgültig verloren war. Dann endlich trat er auf seiten des siegreichen Gegenkaisers, des Hohenstaufen Friedrich II. Von diesem erhielt er auch endlich das langersehnte Lehen, das ihn wirtschaftlich unabhängig machen und ihm das bis dahin unbekannte Gefühl des Ansässigseins gab, wenngleich dieser unruhige Geist nicht allzulange Gebrauch davon machte. Bald darauf sehen wir ihn für den geplanten Kreuzzug seines Kaisers eine beinahe moderne Pressekampagne entfalten, und als das Heer der Kreuzfahrer im Jahre 1226 nach dem Heiligen Lande zog, befand sich Walter in dessen Gefolge. Hier bricht die Kunde über sein Leben vollständig ab. Wir wissen nur noch, daß er in Deutschland starb und 1230 im Würzburger Münster beigesetzt wurde.

Walter von der Vogelweide war vielleicht der universalste Geist seiner Zeit. Erfahren und bewandert in allen Künsten und Leibesübungen, ein leidenschaftlicher Reisender und Globetrotter — die Welt war damals noch klein! — hatte er von politischen Wirkungen und Mitteln eine fast moderne Auffassung.

*

Wenn am 10. Mai sich die Kränze auf Walters Grab häufen, wird sich in **Würzburg** auch ein anderes Grab schließen. Ein anderer Deutscher, Walter von der Vogelweide gleich an verzehrender Vaterlandsliebe und Liebe zu allem Deutschen, wird endlich in deutscher Erde zur Ruhe gesetzt. **Dauthendeys** sterbliche Reste sind aus dem fernen Java nach Deutschland zurückgebracht worden. Es ist ein deutsches Schicksal von besonderer Tragik. Die ewige Reisesehnsucht des Deutschen trieb ihn 1914 nach den holländischen Kolonien, wo ihn der Ausbruch des Weltkrieges überraschte und jede Rückkehr für absehbare Zeit unmöglich machte. Das zaubervolle Java, an das ihn seine Sehnsucht gespült hatte, wurde auf einmal zu einem unerträglichen Gefängnis, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Wie furchtbar Dauthendey diese Gefangenschaft drückte, obwohl ihm die holländischen Behörden jede denkbare Freiheit gaben, davon zeugen die Kriegsbriefe aus Java an seine in Deutschland lebende Frau. Es war nichts anderes als die Sehnsucht nach Deutschland, an der Dauthendey schließlich im zweiten Kriegsjahre starb.

Über diesen beiden Gräbern werden am 10. Mai in Würzburg die deutschen Farben wehen. Gräber bis an den Rand voll mit deutschem Schicksal . . . E. L.

Der gelbe Apparat.

Skizze von Kurt Miethke.

„Mein Name ist Usher", sagte der Mann mit dem Menjoubärtchen und stellte den schweren Koffer, den er in der Hand hielt, auf den Boden.

Bankdirektor Philips verneigte sich leicht: „Nehmen Sie Platz, Mister Usher. Rauchen Sie? Hier sind Zigarren, hier ist Feuer. Danke, ich rauche später."

Usher nahm aus seiner Tasche ein Notizbuch, schlug es auf und sagte: „Sie haben bei dem letzten Wallstreetkrach vierzehn Millionen einhunderttausend sechshundertneunzig Dollar und dreizehn Cent verloren."

Direktor Philips wurde grau im Gesicht. Er stand auf und ging ein paarmal schnell durch das Zimmer. Dann blieb er stehen und sagte matt: „Es ist mir ein Rätsel, woher Sie das wissen können. Immerhin, es stimmt. Ich gebe zu, daß meine Lage verd . . . schwierig ist. Mir kann nur eins helfen: Eine Unterstützungsaktion der Regierung. Ich habe ein entsprechendes Gesuch an Staatssekretär Hive gerichtet, allerdings bisher noch keine Antwort erhalten. Außer Hive gibt es keinen Menschen, der mir helfen kann. Keinen!"

„Doch, es gibt noch einen!" sagte Mr. Usher und fuhr mit den Fingerspitzen über das Menjoubärtchen. „Dieser eine sitzt vor Ihnen, und er heißt Usher."

„Soso. Können Sie mir vierzehn Millionen Dollar beschaffen? Nein, nein, es gibt keine Wunder."

Usher neigte sich vor und sagte mit leiser, fast zischender Stimme: „Wunder gibt es nicht. Aber es gibt das da!" Er deutete auf den schweren Koffer, den er mitgebracht hatte.

Direktor Philips fragte: „Und was ist das da?"

Usher stand auf, sah sich um und sagte: „Sind wir ungestört?"

„Völlig. Aber ich kann außerdem noch abschließen." Philips schloß die beiden Zimmertüren ab und ließ die Schlüssel in der Tasche verschwinden.

Usher wartete ungeduldig, und erst als Philips neben ihm am Schreibtisch stand, öffnete er den Koffer, dem er einen sichtlich schweren Messingkasten entnahm. Er stellte ihn prustend auf den Schreibtisch, deutete mit dem Zeigefinger darauf und sagte: „Hier sind Ihre vierzehn Millionen!"

Philips machte verblüffte Augen: „Wie? In dem gelben Ding?"

„Jawohl, darin."

„Erklären Sie!"

Statt aller Antwort drückte Usher auf einen Knopf, und der Deckel des gelben Kastens sprang auf. Ein komplizierter Rädermechanismus wurde sichtbar.

„Ich verstehe nicht!" seufzte Direktor Philips. „Ich verstehe gar nichts davon."

Usher erwiderte nichts. Er holte aus seiner Brieftasche ein paar rechteckige Streifen festen Papiers, nahm einen davon und hielt ihn gegen das Licht.

„Das staatliche Wasserzeichen!" schrie Philips.

Usher nickte. Dann steckte er das Papierstück in einen Schlitz der Maschine, deutete auf einen Knopf und sagte: „Drücken Sie hier!"

Philips gehorchte mit zitterndem Finger. Ein surrendes Geräusch entstand, die Räder begannen sich zu drehen, Philips hing mit neugierigen Augen über dem Räderwerk. Plötzlich hielten alle Räder still. Aus einem Spalt schob sich ein schwärzlich bedrucktes Papier. Philips griff danach, zog es hervor, und — hielt eine Hundertdollarnote in der Hand. Er lief ans Fenster und begann sie zu untersuchen, nahm eine Lupe aus seiner Westentasche, roch daran, befühlte den Schein zwischen den Fingern, holte schließlich ein Mikroskop aus einem Schrank, schob bebend die Banknote darunter, untersuchte lange und genau, um schließlich auf Usher zuzurennen und ihn anzuschreien: „Das ist märchenhaft!"

„Ich weiß", nickte Usher.

„Ich bin Fachmann, ich erkenne jede Fälschung, aber ich muß sagen, hierbei versage ich vollkommen!"

„Kein Wunder", lachte Usher. „Papier, Druckstöcke, Farbe, alles, aber auch alles wurde aus der staatlichen Druckerei gest —, hm, sagen wir erworben."

Er schob einen zweiten unbedruckten Zettel in den Schlitz, und eine halbe Minute später hielt Philips den zweiten Schein in der Hand. Auch dieser hielt der genauesten Untersuchung stand.

„Die Maschine kostet fünfzigtausend Dollar. In bar. Weder in Scheck noch in Wechsel!"

„Aber wenn Sie sich doch mühelos selbst fünfzigtausend Dollar damit fabrizieren können — warum wollen Sie dieses Wunderwerk dann verkaufen?"

„Ich möchte diese Frage naiv nennen. Ich will den Apparat verkaufen, weil es für mich als Privatmann natürlich unsäglich schwierig ist, die Noten abzusetzen. Ein so gutrenommiertes Bankhaus dagegen wie das Ihre . . ."

Philips sank in den Sessel und dachte lange nach.

Wie mechanisch steckte er eine Zigarre in den Mund und suchte nach seinem Feuerzeug. Als er es gefunden hatte und die kleine Flamme aufgeleuchtet war, nahm er einen der gefälschten Scheine und hielt ihn in das Feuerzeug. Das dicke

Papier brannte schwelend. Philips lachte und zündete sich mit der brennenden Banknote seine Zigarre an. Dann dachte er wieder lange nach, erhob sich schließlich und blieb vor Usher stehen: „Das hat mich endgültig überzeugt!"

„Was?"

„Nun, diese kleine Geste. Ich meine, die Geste des Zigarrenanzündens. Ich werde wieder so viel Geld haben, um mir damit meine Zigarren anzustecken. Diese Möglichkeit berauscht mich."

„Also — topp?" fragte Usher und hielt die Hand hin.

„Topp", antwortete Philips und schlug ein. „Und nun nehmen Sie noch einen Augenblick Platz und entschuldigen Sie mich für diesen kleinen Augenblick. Ich werde Ihnen das Geld für den Apparat persönlich von der Kasse holen, weil ich natürlich nicht will, daß einer meiner Angestellten Sie sieht oder etwas von der Geschichte erfährt."

„All right", lächelte Usher und setzte sich. Schlug die Beine übereinander. Rauchte. Schmunzelte. Wartete. Wartete. Nach zehn Minuten stand er auf und ging zur Tür.

Ein Druck auf die Klinke: Die Tür war verschlossen. Von außen.

„Hände hoch!" sagte da eine Stimme hinter ihm. Er drehte sich um.

In der zweiten Tür des Raumes standen Polizisten mit drohenden Revolvern.

Direktor Philips deutete auf Usher: „Dieser Mann da ist es."

Usher wehrte sich nicht. Aber Philips zischte er wütend an: „Sie Idiot! Das ist Ihr Ruin!"

„Durchaus nicht!" lachte Philips behäbig. „Ich habe sofort gesehen, daß die Banknote, die Ihr Apparat produzierte, wirklich echt war. Er ist eine lächerliche Attrappe. Sie dürfen einen Fachmann nicht für so fürchterlich dämlich halten, mein Lieber! Als ich mir meine Zigarre mit einem Hundertdollarschein anbrannte, beobachtete ich Sie sehr genau dabei. Sie platzten bald vor Wut, als ich den echten Schein vernichtete. Sie müssen sich besser im Zaum haben, wenn Sie die Leute anführen wollen!"

Philips lachte herzlich und ausgiebig; Schweißtropfen standen auf seiner Stirn.

„Ihnen gönne ich den Bankrott", knirschte Usher.

„Sie unterschätzen die Macht der Presse. Was meinen Sie, was diese Affäre für eine Pressesensation werden wird! Und die Regierung, mein verehrter Freund, wird einen armen Bankdirektor, der einen so staatsgefährlichen Menschen wie Sie dingfest gemacht hat, sicher, aber ganz sicher belohnen!"

Und das geschah wirklich.

Der alte Wald.

Ich weiß verborgene Weiten,
Die keiner suchen mag.
Da weht aus Ewigkeiten
Ein Hauch, nicht auszudeuten,
Wie Glockenblumenläuten
Vom ersten Schöpfungstag.

Ein Sonnenflimmer lächelt,
Da blitzen im Geleucht
Urwiesen farnumfächelt.
In Schluchten tropft es feucht
Von grauen Fichtenzotten,
Wo die Hirsche äsend trotten,
Die keiner scheucht.

Auf moosversteckem Steine
Thront Huldin Einsamkeit.
Von ihrem Wonneweine
Ein Tröpflein darf ich trinken
Und selig niedersinken
Von Erdenlast befreit
Für nun und alle Zeit.

F. Schrönghamer-Heimdal.



Bunte Chronik



* **Luther-Ausstellung auf der Feste Koburg.** Am 23. April 1530 zog Martin Luther als Gast seines Beschützers, Kurfürst Johann des Beständigen, auf der Feste Koburg ein, um dort bis zum 5. Oktober zu weilen. Zum Gedächtnis an diesen Koburger Aufenthalt Luthers wird im Herzoginnenbau der Feste eine Luther-Ausstellung gezeigt, die an Hand gegenständlicher und künstlerischer Erinnerungen die für die ganze Reformationsgeschichte so wichtige Zeitspanne des Sommers 1530 eindringlich vor Augen führen will. Wir finden Flugblätter und Kampfschriften, Originalhandschriften Luthers, Gegenstände aus seinem Besitz, Radierungen, Holzschnitte, Gemälde und Denkmünzen. Die erste Abteilung der Ausstellung zeigt Erstdrucke der Schriften der Jahre 1518 bis 1520, der Jahre des Ablaßstreits, der Leipziger Disputation mit Eck, der Bannbulle des Papstes, die zweite Abteilung solche aus den Jahren 1521 bis 1523 (Reichstag zu Worms, Abendmahlstreit, Bibelübersetzung auf der Wartburg, innerer Ausbau der Kirchenordnung). Die Abteilung der Jahre 1524 und 1525 zeigt die gegen die Schwarmgeister und die aufrührerischen Bauern verfaßten Streitschriften; in der folgenden Abteilung (1526 bis 1529) finden wir Drucke, die mit dem Torgauer Fürstenbündnis, dem Reichstag zu Speyer und Luthers Religionsgespräch mit Zwingli zusammenhängen.

* **Vier Jahrzehnte freiwillig im Bett.** Mancher Langschläfer, der des Morgens nicht aus den Federn finden kann, beneidet sicher die unlängst in Cedar Rapids im Staate Iowa im Alter von 75 Jahren verstorbene Frau Mary Wickham, welche die letzten vier Jahrzehnte ihres Lebens im Bette liegend zugebracht hat. Und zwar nicht, weil sie vielleicht durch Siechtum oder Krankheit dazu gezwungen gewesen wäre, sondern völlig freiwillig, infolge einer im Jahre 1890 abgeschlossenen Wette. Diese hat Frau Wickham ja nun glänzend gewonnen, aber man fragt sich doch kopfschüttelnd, was sie von ihrem Siege nun eigentlich gehabt hat. — Langjähriger Aufenthalt im Bett scheint übrigens für ein langes Leben recht zuträglich zu sein, wenigstens wenn man nach den beiden Schwestern des bekannten französischen Feinschmeckers Brillat-Savarin schließen darf. Sie verbrachten nahezu ihr ganzes Leben im Bett. Nur einmal alljährlich, wenn ihr Bruder zu Besuch kam, erhoben sie sich für einige Tage, um das Haus in Stand zu setzen. Bei seiner Abreise hieß es dann regelmäßig: „Auf Wiedersehen über's Jahr, Adolf. Wir gehen jetzt wieder ins Bett." Diese Lebensweise schlug bei beiden so gut an, daß die eine 99, die andre nur um ein Geringes weniger alt wurde.

* **Amerikanische Mordstatistik.** Im Jahre 1929 wurden, einer amtlichen Statistik zufolge, in 141 Städten Nordamerikas 3993 Morde begangen. Da die betreffenden Städte zusammen eine Bevölkerung von 33 Millionen zählen, entfallen auf 100 000 Menschen 10,5 Morde. In den südlichen Staaten ist die Zahl der Morde erheblich größer als im Norden. So kamen vergleichsweise im Jahre 1928 in Kanada 1,7, in Engeland-Wales nur 0,5 Morde auf 100 000 Einwohner.

Lustige Rundschau



* **Aus der Küche geplaudert.** Gast: „Willst du mich nicht bis zum Bahnhof begleiten, Rudi?" — Rudi: „Ich kann nicht." — Gast: „Warum denn nicht?" — Wir wollen gleich essen, wenn Sie fort sind."

* **Moderne Feinkost.** In einem Filmblatt war jüngst ein neuer Film „Unflat der Großstadt" angepriesen. Am Schluß der begeisterten Schilderung der Vorzüge des Films fand sich folgender verheißungsvolle Satz: „Das eine ist jedenfalls sicher. Der „Unflat der Großstadt" wird auch den verwöhntesten Feinschmecker befriedigen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.